Ein Gezeichneter.

Von Ernst Weber.

„Wenn 3½ Meter Leinwand 2 Mark 24 Pfg. kosten, was kosten dann 4 Meter? Ich schließe von 3½ Meter auf ½ Meter und —" Da klopfte es leis und schüchtern an die Thüre meines Schulzimmers, und ich stieg vom Katheder, um nachzusehen. Zwei wasserblaue Augen sahen forschend in die meinen, und das halbwüchsige, etwas dürftig gekleidete Bürschlein, das da im leichten Dämmer des Ganges vor mir stand, hielt mir einen gelben Anmeldezettel entgegen.

„Ich bin der Felix Waltram und komme in die sechste Class'" kam es in etwas gedrücktem Ton von seinen Lippen, und ich las die Bestätigung seiner Worte auf dem gelben Papier, und „Sohn eines Taglöhners" stand darunter. Der kleine Rechner, der gerade darüber war, die 2 Mark 24 Pfg. zur Division durch 7 kunstgerecht zu zerlegen, hielt inne, und neugierig blitzten dem kleinen Ankömmling hundert frische Knabenaugen entgegen. Einige Köpfe drehten sich sogar um, und verschiedene Zeigefinger deuteten an die Nasen. Ja, das war auch mir gleich beim ersten Anblick draußen im dunklen Vorplatz aufgefallen, und jetzt im hellen Schulzimmer trat es noch viel abschreckender hervor: dem kleinen Waltram fehlte die Nasenspitze, und wie entstellt auch das schönste Gesicht durch Verstümmelung der Nase werden kann, das hat wohl Jeder schon an geschändeten Denkmälern erfahren — und nun erst ein lebenathmend Menschengesicht!

Es sah fast aus, als hätte eine schartige Beißzange dem kleinen Burschen die Nase abgezwickt, und ich fragte unwillkürlich: „Was ist Dir denn da passirt, kleiner Waltram?" Die Frage war mir kaum über die Lippen gekommen, da bereute ich schon, sie gestellt zu haben, denn aus den Bänken kam ein verhaltenes spöttisches Kichern — Kinder sind ja in ihrer Unwissenheit zumeist recht grausam! — und das Gesicht des Gefragten wurde dunkelroth gleich der entstellenden Narbe; doch als ich ihm beschwichtigend über die heiße Wange strich, da brachte er es in seiner eigenthümlich gedrückten Art hervor, daß ihm ein Hund, eine große Dogge, die Nasenspitze weggeschnappt habe — vor wenig Monaten erst! — und ein Weinen schien ihm die Kehle vollends zuzuschnüren; doch er schluckte es herzhaft hinunter.

Das war der Felix Waltram, den man nur einmal gesehen zu haben brauchte, um ihn nimmer wieder zu vergessen; denn er war gezeichnet unter Tausenden. Aber wir gewannen uns bald lieb — denn das göttliche Geschenk leiblicher Schönheit ist schon Manchem zum Verderben geworden, da ihn die Welt darob verhätschelte, und wieder einen Andern spornte seine Häßlichkeit an zu doppelter Arbeit am inneren Menschen, um selbst zu ersetzen, was die launische Mutter Natur versagte. Bei meinem kleinen Waltram schien dies Letztere der Fall zu sein, und ich habe diese innere Schönheit lieber, als jene blos äußerliche; denn sie erzieht Charactere.

Die häuslichen Verhältnisse des Knaben waren die denkbar schlimmsten — der Vater im Kampfe um's tägliche Brod, die Mutter dem Trunk ergeben, von den beiden Brüdern der Aeltere in fremden Häusern, der Kleinere skrophulös und halb blödsinnig. Dahin hatte das Schicksal den kleinen Felix gesetzt; aber wie oft auf unfruchtbarem Oedland ein herrlich Blümlein blüht, so auch hier. Auch in des armen Burschen Brust war etwas gelegt, was ihm auch die widrigsten Verhältnisse nicht rauben konnten: der Sinn und die Begeisterung für das Schöne, für die Kunst.

Man soll nur nicht behaupten, unsere Kinder seien nicht reif für den Kunstgenuß, weil sie nichts davon verstünden. So ein Kind braucht weder Stoff noch Form in wissenschaftlicher und kunsttechnischer Hinsicht voll und ganz zu erfassen und kann doch ein Kunstwerk genießen und sich daran erbauen, wohl nur in kindlicher Einfalt, aber eben ob dieser Naivetät als ein unverdorbener Kunstkritiker.

So erging es auch dem kleinen Felix Waltram.

Ich hatte mir im Laufe der Jahre eine große Bildersammlung, meist illustrirten Zeitschriften entnommen, angelegt, sie dem Stoff nach geordnet und pflegte, nach jeder Lection, wo es anging, die einschlägigen Bildwerke, worunter viele Copien wirklicher Meister sich befanden, an der Rückwand des Unterrichtssaales aufzuhängen. Vor und nach dem Unterrichte oder während der Pause durften meine Jungen ihre Plätze verlassen und die improvisirte Gallerie älterer und moderner Meister, die sich von ihrem Gesichtspunkte aus mit unserem Unterrichtsstoffe befaßt hatten, in Augenschein nehmen.

Da war nun Keiner eifriger als Felix, und sein halbes Näslein glühte in der Erregung nur noch tiefer, und seine wasserblauen Augen leuchteten, wenn er den Uebrigen in seiner Art den Sinn der Bilder zu verdolmetschen suchte: „— und wie Der sein Speer schwingt — und wie er schaugt! — des haut, Seppi, des haut!" und er schnalzte vor Vergnügen mit den Fingern.

Oft stand er auch, wenn sich die Andern satt gesehen hatten, allein hinten, die kleinen Hände in den Hosentaschen vergraben, und schaute unverwandt auf dieses oder jenes Bild. Zu Hause zeichnete er dann nach bestem Wissen und Können, was ihm zumeist gefallen, nach, und einmal fand ich bei ihm eine ganze Studienmappe voll phantastischer Darstellungen, aber frisch und flott entworfen trotz der vielen Verzeichnungen. In der Classe war der kleine Waltram musterhaft fleißig; doch war und blieb Zeichnen seine Lieblingsbeschäftigung, und fragte ihn Jemand, was er einmal werden würde, so sagte er stolz: „Ein Kunstmaler!"

Ich kaufte ihm einmal zur Aufmunterung für einige Pfennige einen kleinen Farbkasten, und von jener Stunde an konnte sich der kleine Künstler nicht genug thun im Bemalen jedes kleinen Papierblättchens, das ihm in die Hand fiel. Lobte ich seinen Fleiß und seine Leistungen, so glänzten die wasserfarbenen Augen wie zwei blaue Sterne, und die Lippen zitterten ihm leicht; doch schon beim leisesten Tadel überzog ich sein Gesicht mit tiefem Purpur; denn er wahr ehrgeizig, der kleine Maler, ehrgeizig und stolz wie ein großer. —

So vergingen eineinhalb Jahre, und die Zeit kam heran, da meine Classe aus der Werktagsschule entlassen werden sollte. Wir waren mitten in den Prüfungen. Der kleine Felix schien einer der Ersten zu werden und ich hatte schon dem Inhaber einer großen Porzellanmalerei, der sich mit einem diesbezüglichen Schreiben an den Oberlehrer unserer Schule gewandt hatte, den kleinen Felix vorgeschlagen — da ereignete sich eines Tages etwas Entsetzliches.

Ein grauenvoller Mord war in der Stadt verübt worden. Der Mörder hatte sein Opfer kunstgerecht abgeschlachtet und war dann unter Mitnahme von Geld und Werthsachen spurlos verschwunden. Die Polizei entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit, doch schienen alle Nachforschungen vergeblich zu sein. Da der Thatort in meinem Schulbezirk lag, da beständig Haussuchungen vorgenommen wurden, so hatten natürlich auch meine Jungens den Kopf voll von allen möglichen Mordgeschichten, und was noch dazu erdichtet und ersonnen wurde, das vergrößerte sich von Tag zu Tag, und ich hatte in meiner Classe nicht wenig zu kämpfen mit der ständig wachsenden, fast nervös zu nennenden Unruhe.

Es mochten seit jenem schrecklichen Vorkommniß etwa vierzehn Tagen vergangen sein. An einem der ersten Tage im Juni war es. Ich saß vor Beginn des Unterrichts auf meinem Katheder und corrigirte einige Schülerarbeiten. Es war ein herrlicher Tag, so einer, der den Lehrer mit seiner jugendlichen Schaar hinauslockt, hinaus in die sonnige Gotteswelt mit ihrem Hoffen und Werden. Grell lag das Sonnenlicht auf den gegenüberliegenden Schieferdächern, und auf dem blechbeschlagenen Sims vor meinem Fenster hüpften und piepsten die Spatzen. Meine Jungen traten einzeln oder in kleinen Trupps mit kurzem Gruße in's Zimmer und begaben sich an ihre Plätze. Hin und wieder trat auch Einer zu mir an's Pult und legte mit einem lächelnden: „Da, Herr Lehrer!" einige Feldblumen, blühende Kinder des Frühlings, vor mich hin. Ich war so vertieft, daß ich nur mit einem zerstreuten Kopfnicken danken konnte. Doch plötzlich fiel mir ein immer lauter werdendes Gemurmel auf, und als ich die Augen erhob, sah ich, wie eine kleine Gruppe die Köpfe zusammensteckte über ein großes, gelbes Papier, und in einer anderen Ecke beugten sich wieder mehrere Knaben über einen ähnlich ausschauenden Bogen.

Auf meinen fragenden Blick hin bahnte sich einer der Knaben mit den Ellbogen einen Weg zu mir und brachte mir den Zettel mit beiden Händen: „Der Waltram!" sagte er erläuternd, „ja, der Waltram! der Waltram!" riefen Einige halblaut, und in diesem Augenblick trat der kleine Felix zur Thüre herein. Seine wasserblauen Augen leuchteten in eitel Lust und Sonnenschein, und mit der Rechten schlenkerte er halb burschikos, halb genirt, wie dies so seine Art war, den blauweißen, etwas zerknitterten Strohhut. Ich nahm den Zettel in die Hand: es war das Telegramm einer hiesigen Zeitung, das in großen Lettern mittheilte, daß der lange vergebens gesuchte Raubmörder endlich gefunden worden sei in der Person eines gewissen Josef Waltram, eines Metzgerburschen, Alter 19 Jahre, und dann folgten noch einige Details, die ich blitzschnell überflog.

„Das ist —" fragte ich und schaute auf; — „dem Waltram sein Bruder!" riefen mir gleichzeitig mehrere Stimmen zu, und ich erhob mich unwillkürlich, um zu dem kleinen Felix zu treten und ihm schonend sein Unglück mitzutheilen. Doch ich kam bereits zu spät.

Den zweiten Zettel, dem sie in kindischer Geschäftigkeit dem Ahnungslosen nicht schnell genug reichen konnte, in der Hand, starrte er mit weitoffenen Augen auf den verhängnißvollen Namen, der auch der seine war, und der nun so schrecklich gebrandmarkt sein sollte.

Ich trat näher und fragte ihn so mild als möglich: „Ist das wirklich Dein Bruder, Felix?" Er aber gab mir keine Antwort, sondern starrte noch immer vor sich hin in's Leere, und plötzlich, als ich wieder fragen wollte, schrie er auf, so wild und herzzerreißend, wie ein todwundes Pferd, und ohne auf mich zu achten, stürzte er auf seinen Platz zu, warf sich mit dem Oberkörper quer über das schwarze Pult, preßte das Gesicht in die Arme, und sein kleiner, magerer Körper erbebte in wortlosem Schmerz, als schüttle ihn ein wilder Fieberfrost. Ich strich ihm leise über das semmelblonde Haar. Er schien es nicht zu fühlen.

Draußen vor dem Fenster zwitscherten und piepsten die Spatzen noch immer wie vorhin, und der Sonnenschein lachte noch ebenso golden und frühlingswarm; aber aus dem jungen Herzen, das sich da in ohnmächtigem Stolz bäumte gegen ein unverdientes Schicksal, war der Frühling gewichen, und Winter war's plötzlich geworden in der kleinen Brust.

Hier war Trost vorläufig nicht am Platz. So stieg ich denn wieder auf mein Pult und begann den Unterricht, ohne scheinbar auf den kleinen Waltram zu achten. Die erste Stunde über, nachdem sich der rasende Schmerz äußerlich etwas ausgetobt hatte, blieb er in apathischer Ruhe liegen, und es schien fast, als wäre er eingeschlafen. Das dauerte bis zur Hälfte der zweiten Unterrichtsstunde. Dann hob er plötzlich mit einem jähen Ruck den Kopf. Aber ich hätte gewünscht, er hätte es nicht gethan, so unheimlich verändert schien mir der Ausdruck dieses bei aller häßlichen Entstellung doch immer noch anziehenden Knabenantlitzes — todbleich, in's Graue spielend, waren die sonst rosig angehauchten Wangen; nur die Narbe der verstümmelten Nase trat greller denn je hervor, und in den Augen lag ein müdes, glanzloses, herzzerreißendes Elend. Ich erschrak — und auch den Knaben ihm zur Seite mochte es ähnlich ergehen; denn sie rückten etwas von ihm ab.

Ich leitete, obgleich es nicht gerade zu meinem Unterrichtsstoff paßte, unwillkürlich die Rede auf Schuld und Unschuld, auf Sühne und Gerechtigkeit hinüber und schloß mit der tröstenden Versicherung, kein Mensch brauche je im Leben den Muth zu verlieren; so lange er sich selbst im Herzen gut und rein fühle, möge er, kühner Hoffnung voll, den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen, und wo menschliche Hilfe umsonst, da greife uns eine höhere Macht unter die Arme — darum Kopf hoch! und was dergleichen mehr.

Doch wenn auch hundert frohe Knabenaugen lebensmuthig und unternehmend mir entgegen leuchteten, der, auf den die schönen Worte gemünzt waren, schien ihrem klingenden Metall nicht zu trauen — oder hörte er gar nicht darauf? — genug, sie ließen ihn todt und kalt.

Von nun an war der kleine Felix Waltram, was wir so zu nennen pflegen: „nicht mehr zu haben". Wohl kam er noch anfangs pünktlich und regelmäßig zur Schule; aber die Lust, der freudige Hunger, der mich sonst immer an ihm so erfrischte, war dahin. Nur die Bilder interessirten ihn noch. Vor ihnen vergaß er auch zuweilen, daß er ein „Gezeichneter" sei, und seine Augen leuchteten wieder auf; aber wenn dann Andere zu ihm traten und ihn freundlich fragten — denn ich hatte meinen übrigen Schülern, als der kleine Felix einmal nicht anwesend war, in herzlicher Ansprache nahegelegt, wie unrecht es wäre, den unschuldigen Bruder fühlen zu lassen, was ein Anderer gefehlt, und sie thaten es auch nicht —, doch wenn sie zu ihm traten, so gab er keine Antwort, sondern preßte die Lippen fest aufeinander und schritt still und wortlos mit gesenkten Augen auf seinen Platz zurück.

Einmal noch sollte ich ihn froh und heiter sehen. Der Besitzer der Glasmalerei war gekommen und hatte den kleinen Burschen sehen wollen, den ich ihm so warm empfohlen hatte. Beim Anblick des verstümmelten Gesichtes hatte er nur liebevoll gelächelt und in derbgutmüthiger Weise die Hand auf Felix' Schulter gelegt: „Macht nichts! — wenn Du nur recht schöne Nasen malen lernst! — und wie heißt Du?" Ein Zucken ging durch des Knaben Gesicht, das sich rasch verdüsterte, und „Felix Waltram!" kam es schüchtern von seinen Lippen.

Da machte der Fabrikherr eine nachdenkliche Miene, und als ich dem kleinen Felix einen Wink gab, er möge sich entfernen, da ließ der Herr die Frage fallen: „Wie ist mir denn, Herr Lehrer? — Felix Waltram — Waltram ... So hieß doch auch der Raubmörder! — Sie wissen doch? Ist Felix vielleicht mit Jenem verwandt?" Ich räusperte mich leicht und nickte: „Es ist der Bruder — aber —" — „Dann kann ich den Burschen nicht nehmen!" fiel mir der Fabrikbesitzer mit aller Bestimmtheit in meinen Entschuldigungsversuch, „absolut nicht! Meine Frau ist so ängstlich! Sie verstehen! Bedaure, Sie belästigt zu haben!" Noch ein paar gesellschaftliche Phrasen, und verschwunden war er. Mit einem zweiten Prinzipal erging mir's genau so, und all' meine Versicherungen, den Herrn günstig zu stimmen, scheiterten.

Ich theilte meine Mißerfolge dem unglücklichen Jungen in schonender Weise mit und tröstete ihn mit der Aussicht auf bessere Zeiten. Denn „über jede Geschichte wächst einmal Gras". Doch er lächelte nur resignirt und meinte: „Dank schön! 's braucht's nit!" Dann blieb er eines Tages ganz aus.

Ich schickte den Hausmeister nach ihm: der brachte traurige Nachrichten. Als der Bruder zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden war, war die Familie gemieden worden. Der Vater bekam keine Arbeit mehr; die Mutter hatte sich in einem Tobsuchtsanfall das Leben nehmen wollen und war schwerverwundet in's Krankenhaus gebracht worden. Das kleine, kränkliche Kind übergab man einer staatlichen Erziehungsanstalt. Felix Waltram aber war unauffindbar. Später erst erfuhr ich, daß er mit seinem Vater ausgewandert war in eine fremde Gegend, wo Niemand um ihren geächteten Namen wußte, und so war und blieb der kleine Felix zunächst verschollen für mich.

Darüber ist nun fast ein Jahrzehnt vergangen. Vor wenig Wochen kam ich von einer Aufführung des Faust aus dem Hoftheater. Den Kopf noch voll von den Gedanken, die ein Großer eine lange Lebenszeit mit sich herumgetragen und an deren Lösung seine Epigonen sich immer wieder und wieder herummühen werden, schlenderte ich heimwärts. Da blieb ich plötzlich unwillkürlich stehen. Auf dem gegenüberliegenden Trottoir, das durch den Schein der elektrischen Lampen taghell erleuchtet war, schritt ein kleiner Menschentrupp, Männlein und Weiblein. Die Burschen hatten buntfarbige Hemden an und trugen Hosenrand und Rockkragen aufgetrempelt. Die drei Mädchen, welche dazu gehörten, lachten und scherzten, und vorne und hinten schritten begleitende Schutzleute — „Razzia!" Doch das ist in einer Großstadt keine Seltenheit, und ich wäre auch nicht stehen geblieben, wäre mir nicht ein Gesicht aufgefallen, das einem dürftig gekleideten, schmächtigen Burschen gehörte: glanzlose, wasserblaue Augen und semmelblondes, in die Stirne gekämmtes Haar, und wo bei gewöhnlichen Menschen die Nase, da brannte eine blutrothe, entstellende Narbe. Die Dirne neben ihm flüsterte ihm mit frechem Lächeln etwas in's Ohr. Doch sein Gesicht blieb unverändert; mich schien er nicht zu bemerken.

Das war vor wenig Wochen, und gestern besuchte ich mit einem meiner besten Freunde, einem jungen Arzt, die Anatomie. Ich hatte ihn schon oft darum gebeten, mich einmal mitzunehmen in die ernste Werkstatt der Wissenschaft vom Menschenkörper. Er hatte es immer abgelehnt und gemeint, ich würde mir einen Schauer holen, an dem ich wochenlang zu laboriren hätte. Er wüßte das aus eigener Erfahrung. Doch ich bestand darauf, und gestern sollte mein Wunsch erfüllt werden.

Wir traten in den Sectionssaal. Ein scharfer Geruch wie von Carbol schlug mir entgegen. Mehrere Herren standen in Gruppen beisammen. Unter ihnen die Assistenzärzte in ihren weißen Ueberwürfen. Man erwartete einen berühmten Professor. In der linken Ecke stand ein an die Wand gerückter eiserner Tisch. Ein weißes Tuch war darüber gebreitet, und der Faltenwurf verrieth deutlich eine lang ausgestreckte menschliche Gestalt. Mein Freund zog mich näher und schlug einen Theil der Hülle zurück. Mein Gesichtsausdruck mochte wohl beim plötzlichen Anblick der Leiche ernster geworden sein, denn der junge Arzt lächelte, und meine Hand ergreifend, legte er dieselbe fest auf die Brust des Todten und sagte: „Sieh, so hat mir einst mein großer Lehrer das Schaudern abgewöhnt! Die Hand liegen lassen, bis sie kalt geworden ist, wie der starre Leib, und kalt geworden ist auch Dein eigen Herz. Probir's nur!" Und ich ließ meine Hand ruhig und fest liegen auf der kühlen Herzgrube des todten Mannes und fühlte wahrhaftig, wie ein eisiges Fluidum mir durch die Muskeln von Hand und Arm herauf zur Brust stieg.

„Uebrigens noch ein ganz junger Mensch!" fuhr mein Freund gleichgiltig fort und hob das Tuch vom Haupt der Leiche, „vor drei Tagen zogen sie ihn aus dem Fluß. Lebenshaß oder etwas Aehnliches konnte man aus seinen Aufzeichnungen herauslesen. Ein verkanntes Genie, wie einige Skizzen bewiesen, die man bei ihm fand. — Was ist Dir? — Fühlst Du Dich unwohl?"

Ich starrte wie gebannt in das bleigraue Gesicht und auf die eingesunkenen Schläfen, an denen die wirren, semmelblonden Haare klebten. Die Lider waren fest geschlossen; aber ich wußte, dahinter schimmerte es wasserblau, und mitten aus dem bleichen Todtengesicht glühte die rothe Narbe — die Narbe des Gezeichneten!

Beim Barbarafest.

Von F. Braumann.

Es war wieder einmal der vierte December. Wir von der Artillerie saßen in unserem gemüthlichen Casino und feierten das Barbarafest. An dem Tage der Schutzheiligen der Artillerie fühlte sich mancher Leutnant wohler und sicherer zwischen den Batterien von Flaschen als bei seinen Geschützen unter des gestrengen Hauptmanns Commando.

Hoch und lustig ging es bei den jungen Herren her, und die Sectpfropfen knallten so prompt auf das Commando, daß Jedermann solche „Feuerleitung" loben mußte. Ein Fahnenjunker — der Jüngling hatte heute zum ersten Male unbeschränkten Urlaub — wollte gern seine Dienstkenntnisse zeigen und darum rief er jedesmal, wenn er sein Glas geleert hatte und der prickelnde Trank ihm die Hitze durch die Adern jagte: „Feuer durch! — Zweite Lage!"

Sein Hauptmann saß ihm gegenüber, freute sich und dachte: „Na, warte, mein Bürschchen! Du wirst mir heute noch voll wie 'ne Haubitze. Aber morgen ist auch ein Tag und Fußexerciren ein bewährtes Mittel!" Nachsüchtiger Häuptling!

„Kinder," rief plötzlich ein Leutnant, „wie kommen wir Artilleristen eigentlich zu einem Schutzpatron und noch dazu zu einem weiblichen?"

„Weil wir's meiste Glück bei den Frauen haben," ertönte eine Stimme.

„Krasser Renommist," antwortete ein anwesender Infanterieleutnant, „unser Kragen ist roth, und roth ist die Liebe!"

„Na, Herr Pfarrer, was sagen Sie dazu?" wandte sich der erste an den anwesenden Divisionsprediger.

„Meine Herren," entgegnete der alte Herr mit feinem Lächeln, „die Geschichte der heiligen Barbara ist kurz. Sie war eine Märtyrerin. Im dritten Jahrhundert lebte sie, ein Mädchen von bezaubernder Schönheit und Tugend. Als sie sich ihrem Vater als Christin offenbarte, brachte dieser sie selbst ums Leben und enthauptete sie. Gottes Strafe vollzog sich sofort an dem Unmenschlichen, und der Blitz tödtete ihn auf der Stelle. Mehr kann ich Ihnen auch nicht erzählen. In Feuersgefahr rief man sie später als eine der vierzehn Nothhelfer an und machte sie zur Patronin der Artillerie. Warum? Ich sagte ja schon: sie war schön und tugendhaft — das sind doch alle Artilleristen — aber den Kopf verlieren sie nicht. Sie sind dagegen wie der Blitz da, wo man sie braucht." Und der alte Herr schwieg und lächelte.

„Bravo! Ehrwürden!" scholl es rings umher, und die Gläser klangen zusammen. Der dicke Hauptmann von Z. hatte bei „schön" sich heftig geschneuzt, und der Oberleutnant H. bei „tugendhaft" merkwürdig hastig getrunken.

„Gut, Ehrwürden," lachte jetzt der Major der zweiten Abtheilung, „ich kenne aber die Geschichte noch anders. Also — aber Ordonanz erst noch 'nen Schoppen — unser berühmter Berthold Schwarz saß eines Tages wieder in seiner Zelle im Kloster zu Freiburg und machte allerhand Experimente. Dieser Tag war der vierte December. Als frommer Mann las er natürlich die Legende dieses Tages und sprach am Schlusse: Weiß wie das Salz war das Herz der Jungfrau, schwarz wie die Kohle die Seele des Vaters und der Schwefel des Blitzes endete die Legende. Diese drei Dinge will ich mischen und dann sehen, ob ich nicht den Stein der Weisen gefunden. That's, und da es gegen Abend war und dunkelte, steckte er sich ein schwedisches Zündhölzchen an und leuchtete und — — bumsvallera! — sauste und krachte ihm die ganze Pastete um die Ohren. Erst erschrak er; dann aber dachte er: „Den Stein der Weisen habe ich wohl nicht gefunden, aber ein Mittel, das viele zur Vernunft bringen wird."

Und seit der Zeit, meine Herren, ist unser Geburtstag der vierte December, unsere Patronin die jungfräuliche, unbezwingbare Barbara und unser Kragen schwarz. Und nun stimmt unser Leiblied an:

Freudig klang es jetzt durch den Saal:

Das Pulver, das ein Mönch erfand,
Aus Schwefel, Salz und Kohlen,
Es ist, wie aller Welt bekannt,
Dem Teufel abgestohlen.
Der kluge Mönch hieß Berthold Schwarz,
Drum ist die Lieblingsfarbe schwarz
Bei allen Artilleristen.

Hoch die heilige Barbara, Hurrah, Hurrah, Hurrah!

„Stimmt, Kinder," hub da ein alter Veteran an; "der vierte December hat's mit der Artillerie zu thun. Bei Orleans war's anno 1870. Bei Orleans, 4. December, heiliges Kanonenrohr, da galt dieses Sprüchelchen wirklich. War damals bayerischer Infanterist. Ueber blankes, ausgefrorenes Brachfeld gings — glatt — eben wie ein Tanzsaal. Und von drüben her — von Janvoy und Boulay erdröhnten die schweren Marinegeschütze der Franzosen und schlugen die gewaltigen Geschosse ein. Ist der vierte December wirklich der Namenstag der heiligen Barbara, so spendirten an jenem Vierten vor 31 Jahren ihr zu Ehren die Franzmänner ungeheure Zuckerhüte. Und welche Ironie! Diese Zuckerhüte sollten uns das Leben versalzen. Wie ein alles vernichtendes Ungewitter rollte das Geschützfeuer der schweren Marinegeschütze und riß immer von neuem gewaltige Lücken in unsere Reihen. Plötzlich schlug eine Granate wenige Schritte von mir ein und schleuderte mir Fetzen von Menschenfleisch und Erde und blutigen Schmutz ins Gesicht. „Heilige Barbara", entfuhr es mir da unwillkürlich, und still gelobte ich mir, den Tag zu feiern, wenn mich ein gütiges Geschick erhalten sollte. Ich bin davongekommen. Jeden vierten December aber gehe ich zu den Kameraden der Artillerie, feire ihre Patronin mit und danke ihr still und froh.

Schönheitspflästerchen.

Eine französische Frauenzeitschrift stellt mit großer Bestimmtheit die Behauptung auf, daß gepudertes Haar, emaillirte Gesichter und Schönheitspflästerchen sehr bald wieder in Mode kommen werden. In Paris sind bereits einzelne sehr schöne und junge Damen zum Erstaunen der Herren mit leicht gepuderter Lockenfrisur und winzigen, höchst verführerisch auf dem milchweißen Teint angebrachten „beauty-spots" erschienen. Der Anfang wäre also gemacht und es dürfte sicher nicht allzu lange dauern, dann wird es auch zum guten Ton gehören, Hals und Gesicht mit Schminke zu überziehen, da Schönheitsflecken und gepudertes Haar unbedingt eine schneeige Weiße der Haut verlangen und die Natur nur sehr sparsam mit dieser kostbarsten ihrer Gaben umzugehen pflegt. Als das Schönheitspflästerchen zuerst bei den Damen Aufnahme fand, wurde es hauptsächlich dazu benutzt, um irgend eine kleine Unebenheit oder Verletzung der Gesichtshaut dem Blicke zu entziehen. Wirklich hübsche junge Damen, die sich ihrer Reize wohl bewußt waren, brauchten das schwarze Fleckchen aus Koketterie, sie klebten es dicht in die unmittelbare Nähe eines Grübchens oder, im Falle sie einen besonders schöngeformten Mund hatten, wurde das Pflästerchen an der linken Seite des Kinnes angebracht, um die Aufmerksamkeit auf diesen Theil des Gesichtes zu lenken. Ein künstlerisch geübtes Auge und eine geschickte Hand sind jedoch nothwendig, um die Fleckchen so anzubringen, daß sie in der That den gewünschten Effekt hervorbringen. Auch eignet sich nur ein blühendes, wohlgerundetes Gesicht zum Tragen der „beauty-spots"; ein schmales, längliches Antlitz würde, wenn es auch sonst hübsch und interessant genannt werden kann, durch eins dieser schwarzen Fleckchen geradezu entstellt werden. Auf dem vollen, rosigen Gesichtchen einer üppigen Blondine ist ein zierlicher schwarzer Stern unweit des kirschrothen Mundes von derselben Wirkung, wie ein lachendes Grübchen, während ein viereckiges oder halbmondförmiges Fleckchen in der Nähe des Augenwinkels dem Auge etwas Schmachtendes verleiht. Auf der Stirn wirkt ein Pflästerchen nur selten anziehend, dafür aber um so mehr, wenn es auf dem Kinn oder dem unteren Theile der Wange angebracht wird. Einen fast zauberhaften Reiz soll jedoch dieser kleine schwarze „Teufelskuß" ausüben, wenn er genau auf dem richtigen Fleck unterhalb oder hinter der rosigen Ohrmuschel, wo die Haut am zartesten und weichsten ist, befestigt wird. Als das Schönheitspflästerchen zuerst auftauchte, wurde es aus Sammet oder Seide geschnitten, heute aber wird es aus dem besten, schwarzen Atlas in allerlei Formen, wie Sterne, Punkte, Würfel, Halbmonde, Wappen, Tulpen oder Lilien ausgestanzt. Das kleidsamste der verschiedenen Pflästerchen ist unzweifelhaft das kreisförmige in der Größe einer Erbse im Durchmesser. Bei diesem weiß man nie, ob es nicht nur durch Zufall auf die Wange oder das Kinn gerathen ist, immer wieder wird der Blick von dem schwarzen Pünktchen gefesselt und nothgedrungen muß man von all' der holden Lieblichkeit, die dieses Pünktchen umgibt, ebenfalls Notiz nehmen. Aeußerst effektvoll macht sich ein sichelförmiges Fleckchen auch auf dem Elfenbeinton einer Schulter oder eines Armes und zwar halbverborgen von der duftigen Spitzengarnitur des Aermels, der einen leichten Schatten auf die blendende Haut der Schönen wirft. Sollten die Schönheitspflästerchen in der That wieder jene Beliebtheit erlangen, deren sie sich bei den schönen Frauen am Hofe Ludwigs XV. erfreuten, dann wäre es nur zu wünschen, daß vorher noch ein Mittel erfunden würde, welches der Haut auf unschädliche Weise Weichheit, Schmelz und Weiße verleiht. Aber das Schönheitspflästerchen hat auch seine Feinde — natürlich in der Männerwelt. Es wird als eine ganz verrückte Erfindung des Modeteufels verschrien, die durchaus schönheitswidrig und unnatürlich sei. Das schließt aber nicht aus, daß diese feindlichen Herren überall dem Zauber dieses verpönten Pflästerchens erliegen.

Der Rath des Mufti.

Zu dem weisen Mufti Mohamed kam der junge Softa Abdullah mit bleichem Angesicht, trübem Auge und müdem Schritt.

„Die Leute sagen," so begann er traurig, „Du seiest ein kluger Mann und um weisen Rath nie verlegen. Nun, so hilf mir!"

„Rede, was bedrückt Dich, mein Sohn!"

„Wisse, daß das ganze Erdenrund mir ein Greuel ist, seit ich geliebt habe. Zuerst entzündeten mir die Gefühle meines Herzens sich bei dem Anblick eines Mädchens mit Augen — blau wie Vergißmeinnicht, Wangen — rosig wie die Blüthen von Schiras, Lippen — voll und süß wie reife Kirschen. Aber ich bin arm, ihr Vater gab sie einem anderen, und seitdem hasse ich das Pflanzenreich, aus dem sie die Attribute ihrer Schönheit entlehnte" ...

„Hm, rede weiter!"

„Nur wenige Monden gingen ins Land, da entzündeten sich die Gefühle meines Herzens bei dem Anblick eines anderen Mädchens mit Locken — schwarz wie Rabenfedern, mit Lippen — roth wie Edelkorallen, und mit einem Schwanenhals. Ich glaubte erst, sie würde mein Weib werden, doch eines Morgens vernahm ich, daß sie dem reichen Theehändler im Bazar, der ihr Großvater sein könnte, versprochen worden war, und seitdem hasse ich auch das Thierreich, an das die Merkmale ihrer Schönheit mich erinnerten" ....

„Du bist ein consequenter Mann. Rede weiter!"

„Trotz dieser schlimmen Erfahrungen, weideten sich meine Augen bald an den Reizen eines dritten Mädchens mit herrlichem Lockengold, mit Augen — klar wie der blaue Hauch einer Damascenerklinge, Formen fest wie Marmorstein. Auch bei ihr zog ich den Kürzeren, und seitdem ist mir, wie gesagt, die ganze Schöpfung ein Greuel ... Gibt es ein Mittel, mich von dieser pessimistisch-melancholischen Stimmung zu befreien?"

„Hm!" erwiderte der Mufti mit nachdenklicher Miene. „Es gibt ein solches: Gehe hin und suche ein Wesen, an dem Du Merkmale aus allen drei Naturreichen entdeckst!"

Abdullah dankte und zog von dannen .....

Fast war ein Jahr im Zeitenschoße versunken, da trat er von neuem in die Hütte des Weisen.

Der erkannte ihn wieder und sagte nur das eine Wort: „Nun?"

„Ich danke Dir von ganzem Herzen," begann Abdullah eifrig, „denn Dein Rath ist gut gewesen. Ich habe ein weibliches Wesen gefunden, das aus dem Pflanzenreich starres, gelbliches Haar wie Stroh, aus dem Thierreich eine Nase wie ein Geierschnabel und aus dem Mineralreich einen großen Kasten voller Gold- und Silberstücke besaß. Das habe ich geheirathet ..."

„Und bist Du glücklich geworden?"

Ja, weiser Mann! Denn als wir auf der Heimfahrt von der Trauung über den Fluß fuhren, da kippte der Kahn um, sie ertrank und ließ mich als Erben zurück .... Soll ich mit dem Suchen von vorn anfangen?"

„Thue das, mein Sohn, denn mit dem, was die Strohköpfige Dir hinterlassen, wirst Du jetzt in jedem Naturreich Erfolg haben!"

Wie Wilhelm II. telephonirt.

Es erscheint wohl selbstverständlich, daß der deutsche Kaiser nicht auf ein solches Verkehrsmittel wie das Telephon verzichtet, andererseits wird aber wohl auch niemand glauben, daß man sich nur durch das Berliner Fernsprechamt verbinden zu lassen brauche, um alsbald auf recht kraftiges Anklingeln die Antwort zu vernehmen: „Hier Kaiser Wilhelm, wer dort?" Die Form für den kaiserlichen Telephondienst ist folgende: Im Geheimen Civilcabinet, welches an die Arbeitszimmer des Kaisers grenzt, befindet sich der Haupt-Fernsprechapparat des Stadtamtes. Der Kaiser, der Chef des Civilcabinets v. Lucanus sowie noch zwei „Chagirte" sind mittelst Nebenapparaten an den Hauptapparat und dadurch an das Amt angeschlossen. Wollte nun, sagen wir ein Minister, in dringender Angelegenheit den Kaiser telephonisch sprechen, so wäre der Verlauf folgender: Nachdem das Stadtamt den betreffenden Minister mit dem Geheimen Civilcabinet verbunden hat, erreicht der Anruf des Ministers zunächst den dortigen Hauptapparat. Derselbe wird von einem Unterbeamten bedient, welcher sich nach dem Wunsche des Anrufenden erkundigt. Nachdem er diesen erfahren, hängt er seinen Hörlöffel wieder an den Apparat und benachrichtigt, ohne etwas umzuschalten, durch ein Klingelzeichen seinen Chef, Herrn von Lucanus, daß jemand am Apparat sei. Herr von Lucanus nimmt seinen Hörlöffel vom Apparat und ist sofort ohne weiteres über den Hauptapparat und über das Stadtamt mit dem anrufenden Minister verbunden. Nachdem er dessen Wunsch erfahren hat, verbindet er sich mittels eines sogenannten Linienwählers mit dem Arbeitszimmer des Kaisers. In dem Augenblicke, in welchem er sich durch den Linienwähler mit dem Kaiser verbindet, trennt sich sein Apparat automatisch von der Stadtleitung und er kann jetzt mit dem Kaiser sprechen. Ist dieser gewillt, den betreffenden Minister anzuhören, so hängt v. Lucanus nur seinen Hörlöffel wieder an den Haken, schaltet damit automatisch seinen Apparat ab, während der Kaiser ohne jede weitere Schaltung direkt mit dem Minister verbunden ist. Will umgekehrt der Kaiser oder eine der anderen Sprechstellen mit dem Amte sprechen bezw. sich durch das Amt mit jemand verbinden lassen, so kann dies ohne weiteres von jedem Apparate aus geschehen, ohne erst am Hauptapparate eine Verbindung herstellen zu lassen oder selbst etwas zu schalten. Andererseits besteht auch die Möglichkeit, erst den Hauptapparat anzurufen, sich dort die Verbindung herstellen bezw. das Amt anrufen und sich nur durch Klingelzeichen benachrichtigen zu lassen, wenn der Gewünschte an seinem Apparat erschienen ist und das Gespräch beginnen kann. Außerdem können die einzelnen Sprechstellen untereinander ohne das Amt oder ohne Umschaltung am Hauptapparat durch Linienwähler verkehren. In diesem, sowie auch in obengenanntem Falle zeigt eine Signalscheibe an jedem Apparat an, wenn von irgend einer Sprechstelle — Haupt- oder Nebenstelle — aus gesprochen wird, während eine Sperrvorrichtung sämmtliche anderen Apparate automatisch abschaltet, so daß es von keiner Stelle aus möglich ist, ein geführtes Gespräch zu unterbrechen oder mitanzuhören.

Die Kornblume.

Ein Fremder kauft einem alten, vertrockneten Männchen in Frankfurt auf der Zeil ein Sträußchen Kornblumen ab, und es entspinnt sich folgender Dialog. Verkäufer: „Ae Sträußche Kornblume wolle Se, ei do hawwe Se recht, lieber Mann, das is jo aach em alte Wilhelm sei' Lieblingsblumm' gewese." Fremder: „So, so." Verkäufer: „Ei jo gewiß, wisse Se denn aach warum?" Fremder: „Nein." Verkäufer: „Wisse Se, wie de alt' Wilhelm noch jung war, do hot er mit seiner Mutter vor de Franzose reterire müsse, un weil Se kaa Geld mitnehme konnte, is's ihne arig schlecht gange, so hawwe se sogar hungere müsse. Bei der Retirad sin se aach an e' Kornfeld komme, do hot sich denn Wilhelm sei Mutter an de Rand von dem Kornfeld gesetzt un ho laut geflennt. Ei, warum flennst Du denn, Mutter, sächt do de Wilhelm, sächt er. Ach, Wilhelm, weil's uns gar so schlecht geht unn mir noch net emol genug Geld zum Sattesse hawwe. Ei, sächt do der Wilhelm, Mutter, do roppe mer die Kornblume ab unn verkaafe se, do könne mer zu zweit leicht en breiß'che Dahler verdiene! — Do hot doch dem Wilhelm sei Mutter in all' ihrem Elend herzlich lache müsse unn hot den Wilhelm geküßt unn hot gesacht: Na, mei Bubche, soweit sein mer noch net, odder (aber) Dir will ich e' Sträußche breche, unn hot em e' Sträußche Kornblumme in's Knopploch gesteckt. — Seit der Zeit iss das dem alte Wilhelm sei Lieblingsblume gebliwwe. Die Geschicht is odder schun lang bassirt, 's war noch unterm alten Naboleon, wo mei Vater mit in Spanie war."

— **Fachmäßig ausgedrückt.** Fräulein: „Wie kommt es, daß Sie gerade mir einen Antrag machen?" Herr (Maler): „Weil den Rahmen meiner Häuslichkeit kein schöneres Bild ausfüllen könnte!"

— **Angenehme Mitgift.** — „Wie viel hat Professor Buddler seiner Tochter zur Mitgift bestimmt?" „Zweitausend Mark und drei präparirte Mammuthzähne!"

— **Milde Gabe.** Angebettelter: „Welches wäre Ihnen die liebste milde Gabe?" Bummler: „Ein recht scharfer Schnaps."